

Schwerpunkt

Lalitha Chamakalayil, Oxana Ivanova-Chessex

(Un)Erhörte Kritik – intersektionale Betrachtungen zu elterlichen Aushandlungen in der postkolonialen Schweiz

Zusammenfassung

Gestützt auf empirische Analysen aus einem Forschungsprojekt zu durch Machtverhältnisse strukturierten elterlichen Aushandlungen in Bildungskontexten wird im Beitrag der Frage nachgegangen, was es für rassifizierte Eltern bedeutet, Kritik zu üben, und was dies für die Soziale Arbeit bedeutet. Mit postkolonialen und intersektionalen Perspektiven wird die Situiertheit der Kritik im Kontext von Differenz- und Machtverhältnissen ausgelotet und auf diese Weise in ihrer Voraussetzunghaftigkeit und (Un-)Erhörtheit verstehbar gemacht. Am Beispiel des biographischen Interviews mit einer Mutter wird den Fragen nachgegangen, a) wie und wo Räume elterlicher Kritik von pädagogischen Institutionen und gesellschaftlichen Verhältnissen entstehen; b) auf welche Weise diese Räume (global)gesellschaftlich situiert sind und wie die vergeschlechtlichte, klassenbezogene, (post)koloniale Machtmatrix wirkt; c) inwieweit und wie sich rassifizierte Eltern diese Handlungsspielräume aneignen und wo die Grenzen der Hörbarkeit ihrer Kritik verlaufen. Auf dieser Grundlage wird ein Fazit zu Handlungsfeldern einer postkolonialen, intersektional informierten Sozialen Arbeit gezogen.

Schlüsselwörter

Eltern, Rassifizierungen, Kritik, Soziale Arbeit, Intersektionalität, Biographieforschung

Summary

(Un)heard critique – intersectional reflections on parental negotiations in the context of postcolonial Switzerland

Based on empirical analyses conducted as part of a research project on parental negotiations in educational contexts structured by power relations, the article explores what it means for racialised parents to express their critique and what this means for social work. Taking postcolonial and intersectional perspectives, the situatedness of critique in the context of relations of difference and power is explored and, in this way, made understandable in terms of their presuppositional nature and the ability to be heard or not to be heard. Based on the analysis of a biographical interview with a mother, the article explores a) how and where spaces of parental critique of pedagogical institutions and social relations emerge; b) in what way these spaces are (globally) socially situated and how the gendered, class-related, (post)colonial power matrix works; c) to what extent and how racialised parents appropriate these scopes of action and where the boundaries of the intelligibility and reach of their critique are. On this basis, a conclusion is drawn for postcolonial, intersectionally informed social work.

Keywords

parents, racialisation, critique, social work, intersectionality, biographical research

1 Einleitung

„Was bedeutet es, Kritik zu üben?“, fragt Judith Butler (2016: 221) in ihrem viel zitierten Essay über *Foucaults Tugend*. Diese Frage kann durch empirische Erkundungen dessen fortgeführt werden, wer und wie kritisieren darf, welche Bedingungen für eine Kritik „einer institutionalisierten Praxis, eines Diskurses, einer Episteme, einer Ins-



Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

tution“ (Butler 2016: 221, Hervorh. im Original) erfüllt werden müssen, aber auch, wessen und welche Kritik im Kontext von intersektional verschränkt wirkenden gesellschaftlichen Differenz- und Machtverhältnissen artikulierbar, hörbar und gesellschaftlich wirksam wird. Dieser Fragenkomplex ist impulsgebend für die nachfolgende empirische Analyse, die Aushandlungen rassifizierter Familien in der postkolonialen Schweiz (Purtschert/Lüthi/Falk 2014) in den Blick nimmt. In diesem Kontext wird an einem Fallbeispiel ausgelotet, wie die Grenzen des (kritisch) Sagbaren durch hegemoniale Familienbilder, migrationsgesellschaftliche und postkoloniale Ordnungen und vor allem durch intersektional wirksame Machtverhältnisse (Riegel 2016: 65) gerahmt werden. Dabei werden elterliche Praktiken der Kritik unter Anwendung von postkolonialen und intersektionalen Perspektiven analysiert. Hierdurch wird es möglich, und darauf zielt der vorliegende Beitrag ab, die (global)gesellschaftliche, diskursive und subjektive Situiertheit der Kritik in und an pädagogischen Institutionen und Institutionen der Sozialen Arbeit im Kontext von Differenz- und Machtverhältnissen zu analysieren und diese so in ihrer Voraussetzungshaftigkeit und (Un-)Erhörtheit verstehbar zu machen. Die Datengrundlage stellt ein vom Schweizerischen Nationalfonds gefördertes Projekt (Nr. 215484) mit dem Titel „Elternengagement im Kontext von Bildungskindheiten: Formierungen und Aushandlungen in Migrationsverhältnissen“ dar, in dem Positionierungen von Eltern im Kontext von Bildung und ihrem Bildungshandeln in Machtverhältnissen nachgegangen wird. Elterliche Erfahrungen mit Bildungsinstitutionen unter Bedingungen postkolonialer Gewalt und gesellschaftlicher Ungleichheiten in der Schweiz werden biographie- und subjektivierungstheoretisch (Rose 2019; Spies 2018) analysiert. Folgende Fragen leiten die Analyse: a) Wie und wo entstehen Räume elterlicher Kritik von pädagogischen Institutionen und gesellschaftlichen Verhältnissen?; b) Auf welche Weise sind diese Räume (global)gesellschaftlich situiert und wie wirkt die vergeschlechtlichte, klassenbezogene, (post)koloniale Machtmatrix?; c) Inwieweit und wie eignen sich rassifizierte Eltern diese Handlungsspielräume an und wo verlaufen die Grenzen der Hörbarkeit ihrer Kritik?

Um diesen Fragen nachzugehen, nähern wir uns der Kritik in biographischen Erzählungen von Eltern mit intersektionalen und postkolonialen Perspektiven an (Abschnitt 2). Im Zentrum des Beitrags steht eine empirische Fallanalyse, in der elterliche Aushandlungen in Kontexten von Sozialer Arbeit und Bildung der postkolonialen Schweiz im Fokus stehen (Abschnitt 3). Schließlich ziehen wir ein Fazit mit Blick auf die Hörbarkeit der Kritik im Kontext der intersektional und postkolonial informierten Sozialen Arbeit (Abschnitt 4).

2 Intersektionale und postkoloniale Perspektiven auf Kritik in biographischen Erzählungen – method(olog)ische Verortungen

Die Grundlage für die Analyse elterlicher Kritik stellen biographische Fallrekonstruktionen (Rosenthal 1995, 2011) von narrativen Interviews (Schütze 1983) mit Eltern dar. Die hermeneutische Rekonstruktion wurde durch eine subjektivierungstheoretisch informierte Analyseheuristik (Kuhlmann et al. 2017; Rose 2019) geschärft, die auf ein

komplexes Zusammenspiel von durch Machtverhältnisse strukturierten Anrufungs- und Positionierungsgeschehen in elterlichen Bildungsbemühungen fokussierte. Für den nachfolgenden Beitrag wird elterliche Kritik anhand biographischer Erzählungen rekonstruiert. Das im Interview hervorgebrachte biographische Wissen (Dausien/Hanses 2017) wird dabei als Prozess und Produkt der alltäglichen Erfahrungsaufschichtung und -ordnung verstanden, in der sich „Subjekt-Kontext-Relationen“ (Dausien/Rothe/Schwendowius 2016: 30) manifestieren. In diesem Sinne wird angenommen, dass biographische Daten nicht nur Handlungs- und Sinnperspektiven der Biograph*innen, sondern auch deren gesellschaftliche Eingebundenheit im Sinne der Subjektivierungspraktiken beinhalten (Thon 2016: 190). Narrationen von Eltern werden demzufolge als „Orte des Aufrufens und Weiterleitens von Diskursen“ (Rose 2012: 118) und zugleich als „Positionierungen im Diskurs“ (Spies 2019: 99) analysiert, als performative und situierte Praktiken, die durch gesellschaftliche Kontexte mit spezifischen Strukturen, Diskursen, Machtverhältnissen, aber auch durch die Bedingungen der konkreten Interviewsituation strukturiert werden (Dausien/Rothe/Schwendowius 2016: 31). Mit dieser Perspektivierung werden jene machtvollen Konstitutionen und Vollzüge in den Blick genommen, die Sinnordnungen hervorbringen und hierdurch individuelle und kollektive Subjektivitäten mit je spezifischen Handlungsspielräumen erzeugen.

Um kritische Stimmen in Erzählungen rassifizierter Eltern hörbar und analysierbar zu machen, erscheint ein Anschluss an intersektionale *und* postkoloniale Perspektiven (Franke 2020; Mauer/Leinius 2021) fruchtbar. Mit der intersektionalen Perspektivierung werden Zusammenwirken und Interdependenzen von gesellschaftlichen Macht- und Differenzverhältnissen (hier vor allem Rassismus, Sexismus und Klassismus) und deren machtvolle subjektivierende Effekte in den Blick genommen (Dierckx/Wagner-Diehl/Jakob 2018: 31; Riegel 2016: 44). In der postkolonialen Perspektivierung werden diese für elterliche Positionierungen und Aushandlungen spezifisch wirksamen Machtverhältnisse im Hinblick auf deren historische Gewordenheit und globalgesellschaftliche Bindung an „epistemische, ökonomische und politische Dominanzverhältnisse“ (Franke 2020: 5) analysiert. Ein in der biographischen Fallrekonstruktion über eine Generation hinausgehender Blick auf die Familiengeschichte sowie vergangene und gegenwärtige gesellschaftliche Rahmenbedingungen der Lebensgeschichte (Rosenthal 1995) macht eine Historisierung und Kontextualisierung der Ergebnisse sowie das Herausarbeiten der kolonialen Kontinuitäten möglich. Auf diese Weise kann bei der Analyse lebensgeschichtlicher Daten rassifizierter Familien den „Verflechtungen zwischen Europa und den (ehemalig) ‚kolonisierten Anderen‘“ (Castro Varela/Klug 2022: 650) nachgegangen werden. In einem Analyseprozess, der von intersektionalen und postkolonialen Theorieperspektiven informiert ist, wird eine Auseinandersetzung mit Grenzen des kritisch Sagbaren im (Interview-)Kontext möglich. Das Hörbar-Werden und Analytisch-Greifbar-Werden einer kritischen Erzählung wird in einem Fallrekonstruktionsprozess möglich, in dem die spezifisch erzählten und erlebten Lebensgeschichten „im Dickicht der globalen wie lokalen Macht- und Herrschaftsverhältnisse verortet werden“ (Franke 2020: 8). Mit dieser theoretischen Perspektivierung kann so ein empirischer Zugang zu „alternative[n] gesellschaftskritische[n] Epistemologien“ (Celikates 2020: 87) ermöglicht und Praktiken der Kritik erkennbar gemacht werden, die jene Verhältnisse infrage stellen, deren Überwindung mit einem Aufgeben von Privilegien einhergehen würde.

Als eine Kritik oder eine kritische Erzählung werden also diskursive Praktiken verstanden, in denen sich die Biograph*innen zu sozialen Ordnungen sowie (global) gesellschaftlichen Gegebenheiten und den „Mechanismen der Ausgrenzung, Normalisierung und Unterwerfung“ (Jergus 2019: 71) ins Verhältnis setzen. Mit Blick auf Akte der Kritik als Alltagspraxis der ‚gewöhnlichen‘ Akteur*innen gehen wir davon aus, dass die kritische Handlungsfähigkeit nicht etwas auf einmal Erworbenes, den Subjekten Inhärentes ist und sich über verschiedene Kontexte hinaus erstreckt. Vielmehr entstehen spezifische Räume der Kritik im Schnittfeld von kontingenten Diskursen, hegemonialen Normen, gesellschaftlichen Machtstrukturen, aber auch Materialitäten, institutionellen Logiken und sozialen Ordnungen. Intersektional verschränkt wirkende rassialisierte, gegenderte, klassisierte, heteronormative oder ableistische Ordnungen (Riegel 2016: 61f.) stellen einen Referenzrahmen dar, in dem bestimmte Subjektivitäten mit den jeweiligen Handlungsoptionen hervorgebracht werden und hierdurch Räume für spezifische Formen des kritischen Sprechens konturiert werden. Ein solches Sprechen kann demzufolge verschiedene Formen annehmen, auch jene, die vor dem Hintergrund der hegemonialen, durch die europäische Aufklärung geprägten Vorstellung von Kritik unhörbar sind und/oder nicht als Kritik (an)erkannt werden. Denn obwohl rassifizierten Personen als „outsider within“ (Collins 1986) epistemische Privilegien zugeschrieben werden, über ein ausgeprägtes Bewusstsein über die Unterdrückung und Ungerechtigkeiten zu verfügen, „their lack of control over the apparatuses of society that sustain ideological hegemony makes the articulation of their self-defined standpoint difficult“ (Collins 1989: 749). Im Anschluss an Butler kann hier nach hegemonialen Bedingungen der Anerkennbarkeit der Kritik gefragt werden, nach machtvollen Mechanismen, die den Praktiken der Kritik „ein Gitter der Lesbarkeit“ (Butler 2009: 73) auferlegen und spezifische Formen der Kritik in Verbindung mit spezifischen kritisierenden Subjektivitäten als (k)eine oder (il)legitime Kritik hörbar und aner kennbar machen.

Was bedeutet das für die Soziale Arbeit im Kontext der postkolonialen Gesellschaft der Schweiz, welche die Involvierung der Schweiz in den Kolonialismus lange gelehrt hat (Purtschert 2019; Purtschert/Lüthi/Falk 2014)? Wie können in sozialarbeiterischen Institutionen Räume der Kritik (für rassifizierbare Familien) ermöglicht und die Kritik gehört werden, wenn das Sprechen über Rassismus – so wie dies für die Schweiz herausgearbeitet wurde – durch Dethematisierungen, Abwehr und die Selbstdarstellung der Schweiz als neutral, humanitär, demokratisch erschwert oder gar verhindert wird, mit dem Argument, dass die Schweiz nie offiziell Kolonien besaß (Purtschert 2019; dos Santos Pinto et al. 2022). Dies ignoriert aber die vielschichtigen Verflechtungen u. a. in Handelsbeziehungen und Profite, die durch koloniale Konstellationen Schweizer*innen genauso wie anderen Europäer*innen zuteilwurden (Purtschert 2019; dos Santos Pinto et al. 2022). Wie kann damit umgegangen werden, wenn Rassismus, auch als Konsequenz dessen, gerade in pädagogischen Institutionen auf das individuelle Fehlverhalten reduziert wird, während die strukturellen Aspekte des Rassismus ausgeblendet werden (Affolter/Sperisen 2021)?

Für die Soziale Arbeit stellen sich diese Fragen insbesondere, da sie sich primär mit Personen und Gruppen beschäftigt, die in gesellschaftlichen Verhältnissen marginalisiert werden. Ein Umgehen mit den Komplexitäten von Unterdrückung und Diskriminierung in all seinen Facetten – u. a. die Auseinandersetzung mit dominanten Diskursen, die Re-

flexion der eigenen Rolle und der damit verbundenen Fragen der Reproduktion und Dekonstruktion – zählt zu den alltäglichen professionellen Herausforderungen. Wie können also Subjekte, die in gesellschaftlichen Verhältnissen unhörbar gemacht werden, in diesem Kontext gehört werden, insbesondere mit ihren kritischen Stimmen? Castro Varela und Mohamed (2020: 3) plädieren für eine postkoloniale Soziale Arbeit, die intersektionale Perspektiven aufnimmt und sich mit „(Un-)Sichtbarkeiten, Repräsentation sowie Marginalisierung von (post-)kolonialen und rassifizierten Subjekten“ beschäftigt. Dabei geht es um eine Auseinandersetzung mit der Frage, wie „Sozialarbeiter*innen die Effekte und Verkörperungen einer gesellschaftlichen Exklusion in ihrer Arbeitspraxis verorten, verarbeiten, widerlaufen und produktiv machen [können], so dass die Adressat*innen ihrer Arbeit als Subjekte angesprochen, gehört werden und teilhaben können“ (Castro Varela/Mohamed 2020: 10). Dieser Frage des Gehört-Werdens in gesellschaftlichen Ungleichheitskontexten wird im nun folgenden Fallbeispiel nachgegangen.

3 Kritik üben in Machtverhältnissen – ein Fallbeispiel

Die Frage, was Bedingungen elterlicher Kritik an pädagogischen Institutionen und gesellschaftlichen Verhältnissen im Kontext der historisch gewordenen, intersektional wirksamen Machtverhältnisse sind, erkunden wir nachfolgend anhand von Analysen aus einem biographischen Interview mit einer sich als „Schwarze Schweizerin mit zwei Schwarzen Söhnen“ positionierenden Mutter, die in eine Aushandlung mit pädagogischen Institutionen tritt. Anhand dieser Daten sollen exemplarisch die Voraussetzungslosigkeit, (Un-)Erhörtheit sowie unterschiedliche Wirksamkeit der elterlichen Kritik nachgezeichnet werden, die uns bei der Analyse des Datenkorpus immer wieder begegnet sind.

Felana Ratovo reagierte auf unsere Anfrage zur Interviewteilnahme, die eine der Autorinnen, Lalitha Chamakalayil, mit einer deutlichen Positionierung als Wissenschaftlerin of Colour, an ein aktivistisches Netzwerk geschickt hat. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 43 Jahre alt. Sie ist in einer Schweizer Großstadt A-Stadt – im deutschsprachigen Teil der Schweiz – geboren und mit ihren Eltern und zwei jüngeren Geschwistern aufgewachsen. Ihre Mutter ist weiße Schweizerin, ihr Vater ist aus einem südafrikanischen, von Frankreich ehemals kolonisierten Land erst als Student nach Frankreich und nach dem Kennenlernen der Eltern in den 1970er-Jahren in die Schweiz migriert, wo die Eltern der Biographin in A-Stadt ihre Familie gründeten. Frau Ratovo beginnt ihre Erzählung mit einer Schilderung der Rassismuserfahrungen, die ihr Vater als Schwarzer Mann in der Schweiz machen musste:

„[M]ein Vater hat ganz viel heftigen Rassismus erlebt, also das er ist ähm wirklich er hat ähm mit viel zu kämpfen gehabt. War ein sehr intellektueller und intelligenter Mensch ähm der aber irgendwie ((Luft durch die Zähne)) [...] er ist dann mit Mitte 40 gestorben. An Krebs und ähm ich bin überzeugt, dass Rassismus damit- also ich sag immer er ist an Krebs @und Rassismus gestorben@ weil er hat einfach- er hat viel Heimweh gehabt und er hat wirklich nicht; es war kein einfaches Leben für ihn so [...].“

Ihr Vater, der bis weit in seine Kindheit hinein noch in einem von Frankreich kolonisierten Land aufwuchs, bricht sein Studium in Frankreich ab und hat mit seiner Familie

seinen Lebensmittelpunkt in der Deutschschweiz. Frau Ratovo zeigt ihre Wut auf rassistische gesellschaftliche Verhältnisse, indem sie seinen frühen Tod, wenn auch durch lachendes Sprechen in seiner brutalen Aussagekraft abgeschwächt, in einen Zusammenhang mit seiner zermürbenden Auseinandersetzung mit Rassismus stellt. Die Kritik, der Schmerz und die Proteste ihres Vaters mit Blick auf Rassismus verhalten ungehört oder werden, so deutet es sich in seinen beruflichen Tätigkeiten an, sanktioniert. Rassismuserfahrungen werden von Vater und Tochter geteilt. Insbesondere ihre Familienkonstellation wird aufgrund ihrer Nicht-Passung in die hegemoniale Vorstellung einer Schweizer Familie immer wieder kommentiert und hinterfragt.

Aktuell lebt Frau Ratovo mit ihrem Mann, der aus einem westafrikanischen, ehemals von Großbritannien kolonisierten Land migriert ist, und ihren zwei gemeinsamen Söhnen in einer mittelgroßen Schweizer Z-Stadt. Ein Sohn ist im Kindergartenalter, der andere ist bald ein Teenager. Frau Ratovo ist Lehrerin, wie schon ihre Mutter. Sie lernt ihren jetzigen Partner in der Schweiz bei einem Fest kennen, und es entwickelt sich eine Fernbeziehung zwischen Deutschland, wo er einen Antrag auf Asyl gestellt hatte, und der Schweiz. Beide entscheiden sich für ein gemeinsames Leben und sie wird schwanger. Dann zeigt sich aber das europäische Grenzregime in all seiner Macht, und ihnen werden eine Heirat und ein gemeinsamer Aufenthalt in der Schweiz fast verunmöglicht.

„[S]o im vierten Jahr da ähm bin ich dann schwanger geworden. Überraschend schwanger geworden. aber wir waren beide total glücklich darüber, und ähm dann haben wir angefangen mit dem Papierkram. und das war dann super schwierig. Die haben uns nur Steine in den Weg gelegt, ich habe also das das war ein bürokratischer Albtraum [...] hab ich gemailt und geschrieben. ich hab hier telefoniert, in Berlin telefoniert und es irgendwie niemand war hilfsbereit. ein Mann hat mir am Telefon quasi gesagt ja wir wollen nicht einen mehr von denen da. also am Telefon; wir wollen nicht noch einen mehr von denen. und das war halt alles Albtraum und ich schwanger; alleine hier in Z-Stadt er in Berlin.“

Im Versuch des Herausfindens, wie nun bürokratisch im Verwirrspiel von Visa, Heirat, Asyl und europäischen Grenzpolitiken ein Zusammensein möglich sein kann, investiert Frau Ratovo enorm viel Energie. Zwar beschreibt sie, wie beide immer wieder in Deutschland bei der Schweizer Botschaft vorsprechen, aber letztlich ist sie es, die sich als (wenn auch rassifizierbare) Schweizerin und Lehrerin eine limitierte Hörbarkeit verschaffen kann. Doch auch ihre nationale Zugehörigkeit, ihr Akademikerinnensein und ihre Sprachkenntnisse helfen den beiden zunächst nicht weiter. In der doppelten Wiederholung des Zitats eines Entscheiders, eines Gatekeepers, mit Blick auf Fragen des Seins in der Schweiz bringt sie gesellschaftliche Diskurse, die sich in den Grenzpolitiken spiegeln, auf den Punkt: Ein mehrheitsgesellschaftliches „Wir“, aus dem sie in diesem Fall durch ihre Partnerwahl ausgeschlossen ist, repräsentiert in staatlicher Autorität, will „nicht (noch) einen mehr von denen“. Hier spiegeln sich Bilder des Überfremdungsdiskurses, des ungezügelten Ansturms einer Gruppe von Personen (jungen Männern?) aus ehemals europäisch kolonisierten Gebieten des afrikanischen Kontinents, die ein gemeinschaftliches Wir der Schweiz an den Grenzen abzuwehren hat. Hier werden postkoloniale Zugehörigkeitsordnungen sichtbar: die Schweiz, die sich nicht in Verantwortung sieht für ehemals von Europa kolonisierte Länder, indem sie mithilfe der Rechtfertigung, selbst keine Kolonien besessen zu haben, die Aufarbeitung der eigenen Involvierung in den Kolonialismus in einer „koloniale[n] Amnesie“ (dos Santos Pinto et al. 2022: 13) verdrängt. So findet eine von globalgesellschaftlichen Realitäten losge-

löste, unkontextualisierte und enthistorisierte Thematisierung der Anderen statt, die zu Unrecht teilhaben wollen am Wohlstand und der Sicherheit eines europäischen Landes, das vor ihnen geschützt werden will. Eine Zugehörigkeit von Frau Ratovo zu dem Wir, welches ihr von den Gatekeepern präsentiert wird, wäre für sie nur möglich, wenn sie sich diesen Politiken der Abwehr anschließt. Dies ist etwas, was ihr am Telefon, aber nicht schriftlich, nachweisbar mitgeteilt wird, und eine Haltung, die in bürokratischer Undurchsichtigkeit und Trägheit ihren Ausdruck findet – und eine Botschaft, die sie sofort versteht. In der Wiederholung der Aussage verdeutlicht sie die Grausamkeit dieser ungeschriebenen Politiken und macht sie in der Dopplung besonders hörbar. In der Position der Bittstellenden ist es ihr damals nicht möglich gewesen, sich zu wehren und zu empören, in der biographischen Erzählung kann sie nun aber den Schmerz zeigen und Kritik äußern.

Letztlich wagt sie, hochschwanger, einen letzten Appell bei der Schweizer Botschaft:

„[U]nd ähm ich bin dann hochschwanger im achten Monat bin ich zehn Stunden mit dem Zug nach Berlin gefahren und bin dann mit meinem Mann auf die Botschaft und hab sie angefleht wir möchten doch jetzt bitte dieses Visum, damit wir heiraten können. Und da hat sich irgendjemand erbarmt; plötzlich ging=s. keine Ahnung warum weshalb wieso. Plötzlich hat er das Visum bekommen. Vielleicht weil ich da so @()@ schwanger und traurig vor ihnen stand, hat sich irgendjemand dann mal erbarmt. Und dann haben wir das Visum bekommen und dann ist mein Mann drei Wochen vor der Geburt °@()@° von Berlin nach Z-Stadt gezogen; also wir sind irgendwie drei Wochen zusammen also wirklich so; zusammengezogen, Kind gekriegt, geheiratet. Also inner- innerhalb von einem Monat. Das war schon recht heftig.“

Aus ihrer Perspektive wundersamerweise, genauso willkürlich wie die Ablehnungen zuvor, erhält ihr Partner nun ein Visum. Kritik wird hier in Form von Humor geäußert, mit dem sie die Absurdität der Situation darstellt: Das Bild, das sie zeichnet, knüpft an normative Familienbilder und fast schon christliche Bilder eines Paares mit einer hochschwangeren Frau an, mit dem niemand Mitleid hat – bis sich dann doch jemand erbarmt. Es ist also eine individuelle Lösung durch einzelne Gatekeeper, die auf einer menschlichen Ebene großzügig Erbarmen zeigen, und nicht Recht und Prozesswege, die ihnen nun ein gemeinsames Leben ermöglichen. Sie beschreibt den Einsatz ihres hochschwangeren, weiblichen und Schwarzen Körpers, der mit dem Schweizer Teil ihrer Vorfahren, dem Schweizer Pass und der Hochschulausbildung als Lehrerin zumindest anteilig auch Teil der Mehrheitsgesellschaft ist, und Traurigkeit, nicht Wut oder Ärger, die dann individuelle Entscheidungsträger*innen rühren.

Obwohl Frau Ratovo und ihr Partner die Gemeinsamkeit der rassifizierenden, aber auch selbstbeschreibenden Position als Schwarze haben, zeigt sich in den vorangegangenen Aushandlungen, wie unterschiedlich sie positioniert sind. So ist er geflüchtet, ein aus mehrheitsgesellschaftlicher Perspektive nicht erwünschter Migrant, während sie mit ihren anteiligen Schweizer Wurzeln eine PoC in der Schweiz, aber keine Migrantin ist. Dies hat Auswirkungen auf ihr Leben in der Schweiz: Während Frau Ratovos Partner zwar ein abgeschlossenes Studium im Herkunftsland (zu dem sie sich nicht weiter äußert) mitbringt, scheint dies in seinen Arbeits- und später Nachqualifizierungsanstrengungen (Ausbildung im erzieherischen Bereich) keine Rolle zu spielen – Bildungsanstrengungen und -zertifikate aus ehemals kolonisierten Ländern scheinen, im

Gegensatz zu den Bildungszertifikaten, die Frau Ratovo in der Schweiz erwirbt, wie selbstverständlich keinen Wert zu haben.

Im folgenden Ausschnitt thematisiert Frau Ratovo zunächst die Sorgen, die sie sich um ein Aufwachsen ihrer Söhne macht. Sie spricht ihre Hoffnung an, dass ihre Kinder in einer sich verändernden Welt bessere Ausgangsbedingungen haben und weniger Rassismuserfahrungen machen müssen als die, die sie als Kind ertragen musste. Schnell verallgemeinert sie aber den Blickwinkel von ihren eigenen Kindern auf andere Kinder of Colour und verbindet dies mit ihrer Tätigkeit als Lehrerin:

„[Ä]hm weil ich merke I can make a difference in peoples lives, als Lehrerin. ich bin in einem multikulti Quartier hier in Z-Stadt und ich ähm ja ich unterrichte jetzt seit achtzehn Jahren. vorher war ich in Y-Stadt. das war ein bisschen so die privilegierte Ecke, und da hatte ich oft das Gefühl @die haben mich gar nicht verdient@ das sind so verwöhnte Schnösel [...] und irgendwie so ich hab das Gefühl, ich fühl mich jetzt da wo ich bin sehr wohl; mit den Jugendlichen, die Erwachsenen, die gehen mir auf den Sack. Ne also das, die Erwachsenen sind (1) sind viel schwieriger als die Jugendlichen mit denen ich arbeite. ähm da hat=s halt mehr die aussehen wie ich. und da hab ich das Gefühl ich kann ein role model sein. und ich hab wirklich das Gefühl, dass ich wirklich was verändern kann. oder das ich auch ähm für etwas ähm dass ich auch etwas vorleben kann, und dass ich jemand sein kann (1) für jüngere Menschen, was ich eben nicht hatte. Ich hatte ja ich weiß es hätte mir viel bedeutet, wenn ich eine Lehrperson gehabt hätte, die ich aussieht wie ich; oder oder einfach so Bezugsperson oder auch so eben so reference points halt so irgendwie Bezug ((holt tief Luft)) ja [...].“

Bemerkenswert ist in dieser Passage das deutliche Code Switching zwischen dem Deutschen und Englischen: I can make a difference in peoples lives, role model, reference points. In ihrer biographischen Erzählung verweist Frau Ratovo darauf, dass sie ihre ersten und bis heute beständigen Erfahrungen von Austausch und Reflexion mit einer Schwarzen Community in den USA gefunden hat – und sie hier mit Schwarzen US-Amerikaner*innen in „diversity inclusion stuff“, wie sie es humorvoll ausdrückt, und „black african heritage“ Workshops und Seminaren über Rassismus, Rassismuserfahrungen und Schmerz zu reden gelernt hat. Frau Ratovo ist, so beschreibt sie es, in einer Welt aufgewachsen, in der es ihr kaum möglich war, über Diskriminierung, Sexismus, Rassismus und Ausgrenzung zu sprechen, obwohl diese ihr Aufwachsen stark geprägt haben und ihren Vater, aber auch sie und ihre Geschwister immer wieder zur Zielscheibe von rassistischen Angriffen und Ausschlüssen gemacht haben. Vermutlich haben ihr auch die Worte und das Vokabular gefehlt, die Kontexte, denen sie begegnet ist, und die Erfahrungen, die sie gemacht hat, thematisierbar zu machen. Auch wenn dies inzwischen nicht mehr der Fall ist, wie im Interview deutlich wird, scheint der Wechsel ins Englische auf genau diesen Kontext zu verweisen, ihre Tätigkeit als Lehrerin über das Fachliche hinaus scheint stark durch die Auseinandersetzungen mit ihren Schwarzen US-amerikanischen Peers geprägt zu sein, und von Diskursen, die stark von Engagement und Vorbildfunktionen geprägt sind.

Gerade in der Gegenüberstellung von „Multikulti“-Schule und „privilegierter Ecke mit verwöhnten Schnöseln“ als Gegenhorizont bedient sie sich, auch sprachlich, bestehender Diskursfiguren, die sofort wirkmächtige Bilder, zum Beispiel zu sozioökonomischen Ressourcen der Familien, auslösen. Hier, wo ihre „community“ zur Schule geht, hat sie eine verantwortungsvolle Führungs- und Leitungsposition und vor allem Vorbildfunktion als Lehrerin, weit über die Vermittlung des Fachlichen hinausgehend. Indem sie die Jugendlichen sowohl als aus einem „multikulti Quartier“ stammend als auch

als „die, die aussehen wie ich“ beschreibt, kreiert sie hiermit auch eine Community, in der Unterschiede mit Blick auf Migrationsgeschichte und aufenthaltsrechtliche Bedingungen, wie sie in ihrer Familie auch schon in der vorhergehenden Generation relevant wurden, in der gemeinsamen Adressierung als Schüler*innen of Colour/mit Migrationsgeschichte subsumiert werden, und privilegierte, implizit als weiß dargestellte Jugendliche als Kontrastfolie dienen. Im Versuch, diesen Schüler*innen eine gute Lehrerin zu sein, steckt gleichzeitig eine Kritik an einer Institution, in der sie immer noch eine Ausnahme und Besonderheit angesichts einer hegemonial weißen Lehrer*innenschaft ist – und in der diese Schüler*innen besondere Unterstützung benötigen. Frau Ratovo hat in diesem Kontext mehrfache Zugehörigkeiten – u. a. ist sie als Lehrerin Teil einer mächtigen Institution, gleichzeitig ist sie eine rassifizierte Person –, ein Aspekt, den sie mit einem Teil ihrer Schüler*innen teilt. Dies ermöglicht ihr, in einer Kritik an der hegemonialen weißen Institution Schule einen eigenen Entwurf von Lehrer*innensein als Vorbild und mit Engagement für diese Schüler*innen umzusetzen. Gleichzeitig ist dies eine hochriskante Position, denn ein Engagement für ihre rassifizierten Schüler*innen verlagert sie in ihrer Positionierung von „Lehrerin und Teil der Institution“ mehr zur „Betroffenen“, was sich in der Gegenüberstellung des Wohlfühlens mit den Jugendlichen und des Unwohlseins mit den Erwachsenen und Entscheidungsträger*innen der Institution anzudeuten scheint.

Mit Blick auf sozialarbeiterische Institutionen berichtet Frau Ratovo auch von konkreten Aushandlungen mit der Kita ihres jüngeren Kindes.

„Pff ((atmet hörbar zischend aus)) der Kleine hat mir erzählt kürzlich die haben ein Spiel gemacht, mussten sie Afrikaner spielen. die Afrikaner mit den dicken Lippen mussten sie irgendwie spielen; und die Japaner mit den Schlitzaugen und also das spielen sie solche Spiele in der [KITA]; also das muss ich noch mit denen besprechen also das ist eine Katastrophe. ja eben halt so solche Sachen. da ist man halt schon dauernd, dauernd mit so Zeugs. also Rassismus ist schon ist ein Dauerthema in meinem Leben.“

Kinder in der Institution sind aufgefordert worden, ein rassistisches Spiel zu spielen, so berichtet ihr Sohn. Sie sieht sich in der Verantwortung, den Rassismus und die pädagogischen Konzeptionen der Institution zu thematisieren und zu verändern – weiß aber auch, dass es ihr möglich sein wird, dies mit „denen“, den erwachsenen, verantwortlichen Fachkräften, tun zu können. Denn wenn sie in diesem Kontext darauf hinweist, dass mit dieser Art von rassistischen Kinderspielen Kinder verletzt werden, Rassismen weiter kolportiert werden und sie Ausdruck einer rassistischen kolonialen Weltsicht sind, in der die weißen Menschen als „neutral“ markiert werden, kann sie sich (fast) sicher sein, dass sie zumindest angehört wird, als Schweizerin, als Person mit Hochschulabschluss, als Lehrerin, als Mehrheitssprache – und Schweizerdeutsch – sprechende Person. Sie wird in diesem Kontext gegenüber den Erzieher*innen, die eine Ausbildung im Gegensatz zu ihrem Studium vorzuweisen haben, sogar mit besonderer Autorität sprechen können. Letztlich ist es ihr also möglich, sich Gehör zu verschaffen. Ob dies nun aber nachhaltige Veränderungsprozesse in der Institution anstoßen wird, Konsequenzen haben wird und tatsächlich ein Umdenken stattfindet, bleibt offen. Eine Institution kann sich herausnehmen, nur Lippenbekenntnisse zu machen, zu beruhigen oder zu ignorieren, auch wenn Frau Ratovo, im Gegensatz zu anderen rassifizierten Eltern, die in

gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen anders positioniert sind (Chamakalayil et al. 2021), zumindest den Raum bekommt, ihre Kritik hörbar zu platzieren.

Während es Frau Ratovo im Kontext von Bildungsinstitutionen möglich ist, für ihre Söhne einzustehen und Veränderungen zu fordern, bringt eine während des Aufwachsens der Kinder immer deutlicher spürbar werdende rassistische Gesellschaft, die sich als *raceless* und ohne koloniale Vergangenheit imaginiert, sie an die Grenzen ihrer Eingreifmöglichkeiten.

„Ja und ähm eben mein älterer Sohn, der wird jetzt Teenager und ich merke schon, ich hab heute mit meinem Mann darüber geredet, ähm der erlebt immer wie mehr Rassismus, je älter er wird, nicht mehr so ‚oh der kleine herzige kleine Junge‘; jetzt wird er halt eben älter. Jetzt wird er halt ein junger Mann. und die Reaktionen, die Reaktionen von außen so, die Zuschreibungen, das nimmt zu. Das racial profiling, wenn wir in einem Geschäft sind und er steht vor einem Gestell und plötzlich stehen zwei Verkäuferinnen uns kommen und uns beobachten irgendwie also. Wenn meine kleinen Jungs irgendwie vor dem Süßigkeitenregal stehen, kommen schon zwei angerannt so quasi, also das ist wirklich krass zu beobachten, dass das racial profiling jetzt losgeht.“

Ihr Sohn wird nun vermehrt und vorschnell als erwachsen werdend und damit als Bedrohung wahrgenommen. In einer Umkehr kolonialer Geschichte werden in einem postkolonialen rassistischen Kontext ihre Söhne nicht länger als Kinder, als, wie Frau Ratovo es beschreibt, „meine kleinen Jungs“, wahrgenommen, sondern als bedrohliche, potenziell raubende, kriminelle junge Männer, vor denen es sich zu schützen gilt. Sie merkt, dass der Schutz, den sie ihren Kindern durch ihre Anwesenheit und ihre erarbeiteten Statusvorteile geben kann, nur noch bedingt für sie gilt angesichts wirkmächtiger gesellschaftlicher Bilder. Während es ihr also möglich ist, mit der konkreten Kita und Schule ihrer Kinder in kritischen Austausch zu kommen, scheint es überwältigend und hoffnungslos, in jedem Geschäft und jeder öffentlichen Wahrnehmung in eine Auseinandersetzung zu gehen, gegen *racial profiling* vorgehen zu können.

Auch wenn Frau Ratovo unermüdlich ihre Stimme erhebt, aktivistisch tätig ist und sich deutlich positioniert, hat dies einen Preis:

„Es ist, ich find=s immer noch unangenehm, dass ich die Nervige sein muss. Aber ich bin so die, die sagt: Hallo? Wie wär=s? Warum? Ich bin so die, das Sandkorn im Getriebe. Und ähm (7).“

Letztlich deutet sie an, dass sie nach beruflichen Alternativen Ausschau hält, und dass insbesondere in der Schule sie die einsame Position der Einzelkämpferin und Kritikerin nicht mehr länger ertragen kann. So verliert die Institution Schule, dies zeigt sich im Nachgang des Interviews, eine der wenigen Lehrer*innen of Colour.

4 Kritik als eine in Machtverhältnissen situierte Praxis – ein Fazit für den Kontext der Sozialen Arbeit

Was bedeutet es für rassifizierte Familien, Kritik zu üben, und was sind die Bedingungen der Hörbarkeit ihrer Kritik? Wie kann Kritik in gesellschaftlichen Kontexten aussehen, in denen sie eigentlich als ein Privileg den bedingungslos dazugehörenden Personen vorbehalten ist? Und welche Formen der Kritik sind angesichts einer Dethematisierung

kolonialer Vergangenheit und Verantwortung gesellschaftlich als legitim anerkenbar? Der vorgestellte Fall macht auf eine Notwendigkeit des spezifischen Zuhörens aufmerksam – eine intersektional und postkolonial sensibilisierte Biographieanalyse, die aufzeigt, wie Kritik rassifizierter Familien potenziell hörbar wird. Hier erscheint es hilfreich, Kritik als eine situierte Praxis zu begreifen, nämlich als eine Praxis, die durch die „matrix of domination“ (Collins 2000: 18) geordnet ist. So werden das kritische Sprechen und Handeln, aber auch das Hören und Anerkennen der Kritik als „hegemonial strukturiert“ (Castro Varela/Dhawan 2009: 72) verstehbar. Die gesellschaftliche Situiertheit der Kritiker*innen und Zuhörer*innen, die Gewalt hegemonialer Diskurse sowie der institutionellen und (global)gesellschaftlichen Ordnungen konstituieren Kritik. Ein solches Verständnis der Kritik macht es naheliegend, Subjekte der Kritik im Anschluss an Butler (2009: 73) als durch ein „Gitter der Lesbarkeit“ geformt zu begreifen, genauso wie die hegemonialen Vorstellungen von der Praktik der Kritik selbst. Die Kritik an Ungleichheitsverhältnissen, an sexistischen, klassistischen und rassistischen Verhältnissen sowie ihren Schnitt- und Kreuzungspunkten und Verschränkungen im Kontext der postkolonialen Schweiz lässt sich als ein Leitmotiv der biographischen Erzählung von Frau Ratovo herausarbeiten: als eine explizite Benennung der Rassismuserfahrungen ihrer Familie, als eine Schilderung der Willkür von Migrationsbehörden, als Offenlegung von *racial profiling*, das sich auf ihre Kinder richtet, aber auch als eine dezidiert aktivistische und kritische Positionierung in der Absicht, gesellschaftliche Verhältnisse zu verändern. Die erlebte Lebensgeschichte mit fundamental einschränkenden und verletzenden Rahmenbedingungen und Erfahrungen wird im kritischen Erzählmodus erst erzählbar. Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen erscheint in der erzählten Lebensgeschichte als eine Strategie, mit diesen verletzenden Bedingungen der eigenen Existenz (Diskurse aufgreifend und zugleich widerständig und eigensinnig) umzugehen. Kritik verpackt als Humor oder sich manifestierend als Wut, das resignifizierende Aufrufen rassistischer Diskurse im Gespräch, um Rassismus und seine Verletzungen performativ zu verdeutlichen, sind Teil, wenn nicht tragende Säulen der exemplarisch geschilderten biographischen Erzählung (Polat 2017). Deutlich wird auch die affektive Form der Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse. Diese Form der Aufschichtung der eigenen Erzählung entfaltet sich womöglich dank der Interview-Situation und -Konstellation, in der von einer geteilten Erfahrung der gegenderten Rassifizierung ausgegangen werden kann und Rassismuskritik als eine gemeinsame affektive Praxis das Interview durchzieht.

Neben dieser expliziten, wenn auch situiert ermöglichten Kritik ist davon auszugehen, dass Kritik auch in anderen Räumen stattfinden und sich vielfältig manifestieren kann, ohne unmittelbar artikulierte Bezugnahmen auf soziale Ordnungen und gesellschaftliche Machtverhältnisse: Kritik kann in eine Erzählung von unerfülltem oder als unerreichbar markiertem Bildungsbegehren, in ein subtiles Unwohlbefinden oder auch in einen Stolz über eine außerordentliche Bildungsleistung der eigenen Kinder eingelagert werden, die trotz der erschwerten Bedingungen ‚es geschafft haben‘. Denn mit intersektionalen und postkolonialen Perspektiven wird hier etwas erkennbar: die machtvolle Strukturiertheit der Erfahrungen und des Sprechens darüber. Wie unsere Fallrekonstruktionen zeigen, sind für rassifizierte Familien Räume der Kritik in Institutionen der Bildung und der Sozialen Arbeit besonders prekär. Denn ihre Kritik ist in die epistemisch, ökonomisch und politisch manifestierten globalgesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse und in lokal wirksame

koloniale Kontinuitäten eingebettet. Die Grenzen des von ihnen Sagbaren werden durch Rassismen, die Absprache einer selbstverständlichen Zugehörigkeit, die potenzielle *deportability* (De Genova 2002) sowie eine Forderung, ‚gute‘ und ‚dankbare‘ Migrant*innen zu sein, markiert (Tietje/Tuider 2019). Unter diesen Bedingungen erscheint Kritik von migrantisierten Subjekten an gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unerhört – in seiner doppelten Wortbedeutung – und in manchen Kontexten gar moralisch unzulässig. Intersektional und postkolonial perspektivierte Sozialforschung und Soziale Arbeit könnten jedoch einen empirischen Zugang zu „kritischen Potentialen“ auf Seiten der Akteur_innen“ ermöglichen, „die sich nicht ohne weiteres offen in der Praxis artikulieren“ (Celikates 2020: 83).

Mit Blick auf Castro Varelas und Mohameds (2020) Plädoyer für eine postkoloniale Soziale Arbeit kann eine mögliche Denk- und Handlungsrichtung eine Professionalisierung darstellen, die es ermöglicht, „komplexe globale Verflechtungen, dilemmatische soziale Situationen, die Zusammenhänge zwischen Kapitalismus, Kolonialismus und traditionellen ethischen Vorstellungen zu begreifen und adäquat auf eine mehr und mehr komplexe Welt zu reagieren“ (Castro Varela/Mohamed 2020: 11). Diese Denk- und Handlungsrichtung würde ein Thematisieren von verschränkt wirkenden Machtverhältnissen in durch „koloniale Amnesie“ und „koloniale Unschuld“ und das staatlich gewährte Bild als neutral, demokratisch und humanitär (Purtschert 2019: 31, 62) geprägten sozialarbeiterischen Kontexten der Schweiz eher möglich machen. Wenn Kritik entsprechend als situiert verstanden wird, würde dies für Protagonist*innen der Sozialen Arbeit bedeuten, auch die eigenen Positionierungen in Machtverhältnissen und den eigenen Beitrag zur Verstetigung hegemonialer Repräsentationen und Marginalisierungen kritisch zu reflektieren, denn wie Castro Varela und Mohamed dies im Anschluss an Spivak auf den Punkt bringen, „wir können nicht besser zuhören, sondern müssen vielmehr die inhärente Aporie der Situation ertragen“ (Castro Varela/Mohamed 2020: 9). Wer spricht aus welcher Position heraus, wo sind die Grenzen des Sagbaren und worüber wird geschwiegen, was erlebe ich wie und warum als eine (il)legitime Kritik oder wie ist mein Fallverstehen und sozialpädagogisches Handeln in intersektional wirksame Machtverhältnisse verwickelt – dies sind nur wenige Fragen, die sich den Professionellen der Sozialen Arbeit angesichts intersektionaler und postkolonialer Perspektiven stellen (sollten). Diese Selbstreflexivität sollte aber auch durch „die Ermöglichung von Widerstand marginalisierter sozialer Gruppen“ (Castro Varela/Mohamed 2020: 12) begleitet werden. Mit Blick auf Frau Ratovos Kritik an und in Institutionen auch der Sozialen Arbeit wird deutlich, wie stark ein Gehört-Werden von gesellschaftlichen Machtverhältnissen geprägt ist. Dies wirft die Frage auf, wie in der Sozialen Arbeit darauf hingearbeitet werden kann, zu analysieren, wie und wann Adressat*innen gehört oder nicht gehört werden, und wie signalisiert wird, dass ihre Kritik willkommen ist oder als unerhört abgetan wird. Denn ein Hören und Ermutigen zur Kritik ist auf eine intersektional und postkolonial informierte pädagogische Reflexivität angewiesen.

Literaturverzeichnis

- Affolter, Simon & Sperisen, Vera (2021). Migration – Rassismus – Schule: Eine dialogische Auseinandersetzung zwischen Wissenschaft und Praxis. In Sarah-Mee Filep, Georges Pfruender, Serena O. Dankwa & Ulla Klingovsky (Hrsg.), *Bildung. Macht. Diversität. Critical Diversity Literacy im Hochschulraum* (S. 243–266). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839458266-016>
- Butler, Judith (2009). *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2016). Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend. In Rahel Jaeggi & Tilo Wesche (Hrsg.), *Was ist Kritik?* (S. 221–247). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Castro Varela, María do Mar & Dhawan, Nikita (2009). Gendering Post/Kolonialismus, Decolonising Gender – Feministisch-Postkoloniale Perspektiven. In Ingrid Kurz-Scherf, Julia Lepperhoff & Alexandra Scheele (Hrsg.), *Feminismus: Kritik und Intervention* (S. 64–80). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Castro Varela, María do Mar & Klug, Teo (2022). Postkoloniale Perspektiven auf Bildung. In Ullrich Bauer, Uwe H. Bittlingmayer & Albert Scherr (Hrsg.), *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie* (S. 647–660). Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-30903-9_39
- Castro Varela, María do Mar & Mohamed, Sabine (2020). Intersektionalität und Postkoloniale Soziale Arbeit. In Astrid Biele Mefebue, Andrea Bührmann & Sabine Grenz (Hrsg.), *Handbuch Intersektionalitätsforschung* (S. 1–14). Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26613-4_39-1
- Celikates, Robin (2020). Die Macht der Kritik – Epistemische Asymmetrien, alternative Standpunkte und migrantische Praktiken. *WestEnd: Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, 17(2), 81–96.
- Chamakalayil, Lalitha; Ivanova-Chessex, Oxana; Riegel, Christine & Scharathow, Wiebke (2021). Hegemoniale Vorstellungen von Familie – Ambivalente Aushandlungsprozesse und Positionierungen in pädagogischen Institutionen. In Sektion Sozialpädagogik und Pädagogik der frühen Kindheit (Hrsg.), *Familie im Kontext kindheits- und sozialpädagogischer Institutionen* (S. 184–198). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Collins, Patricia Hill (1986). Learning from the Outsider Within: The Sociological Significance of Black Feminist Thought. *Social Problems*, 33(6), 14–32. <https://doi.org/10.2307/800672>
- Collins, Patricia Hill (1989). The Social Construction of Black Feminist Thought. *Signs*, 14(4), 745–773. <https://doi.org/10.1086/494543>
- Collins, Patricia Hill (2000). *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. New York: Routledge.
- Dausien, Bettina & Hanses, Andreas (2017). ‚Biographisches Wissen‘ – Erinnerung an ein uneingelöstes Forschungsprogramm: Einleitung in den Themenschwerpunkt. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 18(2), 173–189. <https://doi.org/10.3224/zqf.v18i2.01>
- Dausien, Bettina; Rothe, Daniela & Schwendowius, Dorothee (2016). Teilhabe und Ausgrenzung als biographische Erfahrung – Einführung in eine biographiewissenschaftliche Analyseperspektive. In Bettina Dausien, Daniela Rothe & Dorothee Schwendowius (Hrsg.), *Bildungswege: Biographien zwischen Teilhabe und Ausgrenzung* (S. 25–69). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- De Genova, Nicholas (2002). Migrant “illegality” and deportability in everyday life. *Annual review of anthropology*, 31(1), 419–447. <https://doi.org/10.1146/annurev.anthro.31.040402.085432>
- Dierckx, Heike; Wagner-Diehl, Dominik & Jakob, Silke (Hrsg.) (2018). *Intersektionalität und Biografie: Interdisziplinäre Zugänge zu Theorie, Methode und Forschung*. Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzw7j>

- dos Santos Pinto, Jovita; Ohene-Nyako, Pamela; Pétrémont, Mélanie-Evely; Lavanchy, Anne; Lüthi, Barbara; Purtschert, Patricia & Skenderovic, Damir (2022). Einleitung: Un/doing Race – Rassifizierung in der Schweiz. In Jovita dos Santos Pinto, Pamela Ohene-Nyako, Mélanie-Evely Pétrémont, Anne Lavanchy, Barbara Lüthi, Patricia Purtschert & Damir Skenderovic (Hrsg.), *Un/doing Race: Rassifizierung in der Schweiz* (S. 9–55). Zürich, Genf: Seismo. <https://doi.org/10.33058/seismo.20745>
- Franke, Yvonne (2020). Komplexe Verhältnisse: Postkolonialität und Intersektionalität. In Astrid Biele Mefebue, Andrea Bührmann & Sabine Grenz (Hrsg.), *Handbuch Intersektionalitätsforschung* (S. 1–14). Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26613-4_4-1
- Jergus, Kerstin (2019). Die Kritik der Macht – die Macht der Kritik. In Antje Langer, Martin Nonhoff & Martin Reisinger (Hrsg.), *Diskursanalyse und Kritik, Interdisziplinäre Diskursforschung* (S. 69–87). Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-02180-1_4
- Kuhlmann, Nele; Ricken, Norbert; Rose, Nadine & Otze, Anne (2017). Heuristik für eine Adressierungsanalyse in subjektivationstheoretischer Perspektive. *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik*, 93(2), 234–235.
- Mauer, Heike & Leinius, Johanna (2021). Einleitung: Intersektionalität und Postkolonialität – Kritische feministische Perspektiven auf Politik und Macht. In Heike Mauer & Johanna Leinius (Hrsg.), *Intersektionalität und Postkolonialität. Kritische feministische Perspektiven auf Politik und Macht* (S. 7–30). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1c5cs1c.3>
- Polat, Serpil (2017). „Ich bin Kokosnuss sozusagen“: Biographisches Sprechen und Subjektpositionierung in postkolonialen Ordnungen. In Tina Spies & Elisabeth Tuijer (Hrsg.), *Biographie und Diskurs: Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen* (S. 195–212). Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-13756-4_10
- Purtschert, Patricia (2019). *Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weißen Schweiz*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839444108>
- Purtschert, Patricia; Lüthi, Barbara & Falk, Francesca (2014). *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien* (2., unveränderte Aufl.). Berlin, Boston: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839417997>
- Riegel, Christine (2016). *Bildung – Intersektionalität – Othering: Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839434581>
- Rose, Nadine (2012). Subjekt, Bildung, Text. Diskurstheoretische Anregungen und Herausforderungen für biographische Forschung. In Ingrid Miethe & Hans-Rüdiger Müller (Hrsg.), *Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie* (S. 111–129). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvd7w919.9>
- Rose, Nadine (2019). Erziehungswissenschaftliche Subjektivierungsforschung als Adressierungsanalyse. In Alexander Geimer, Steffen Amling & Saša Bosančić (Hrsg.), *Subjekt und Subjektivierung: Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse* (S. 65–85). Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22313-7_4
- Rosenthal, Gabriele (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Rosenthal, Gabriele (2011). *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung*. Weinheim, München: Juventa.
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13(3), 283–293.
- Spies, Tina (2018). Biographie, Diskurs und Artikulation. In Helma Lutz, Martina Schiebel & Elisabeth Tuijer (Hrsg.), *Handbuch Biographieforschung* (S. 537–547). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18171-0_45
- Spies, Tina (2019). Subjekt und Subjektivierung: Perspektiven (in) der Biographieforschung. In Alexander Geimer, Steffen Amling & Saša Bosančić (Hrsg.), *Subjekt und Subjektivierung:*

- Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse* (S. 87–110). Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22313-7_5
- Thon, Christine (2016). Biographischer Eigensinn – widerständige Subjekte? Subjekttheoretische Perspektiven in der Bildungsforschung. *Zeitschrift für Pädagogik*, 62(2), 185–198.
- Tietje, Olaf & Tuijder, Elisabeth (2019). *Post-Migration-Society, Willkommenskultur und Flucht: Unsichtbares rekonstruieren – Nicht-Thematisiertes analysieren*. Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018. Bd. 39. Zugriff am 9. März 2024 unter https://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1065/1355.

Zu den Personen

Lalitha Chamakalayil, Dipl.-Psych.ⁱⁿ, Fachhochschule Nordwestschweiz, Hochschule für Soziale Arbeit. Arbeitsschwerpunkte: Aushandlungen und Positionierungen in Verhältnissen sozialer Ungleichheit, familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft, Eltern im Kontext gesellschaftlicher Ungleichheiten, Jugend und Übergänge, Rassismuskritik, Diversität, Genderfragen, Mütter/Eltern unter 20, qualitative Forschungsmethoden, Psychoanalyse und Migrationsgesellschaft.

E-Mail: lalitha.chamakalayil@fhnw.ch

Oxana Ivanova-Chessex, Dr.ⁱⁿ, Pädagogische Hochschule Zürich. Arbeitsschwerpunkte: Bildung und (migrations)gesellschaftliche Macht- und Differenzverhältnisse, Familien und gesellschaftliche Ungleichheiten, Rassismus im Kontext von Schule und Lehrer*innenbildung, Subjektivierungstheorie, postkoloniale Theorie, Intersektionalität, rekonstruktive Sozialforschung.

E-Mail: oxana.ivanova@phzh.ch